

Wolfgang Müller- Funk

**Rechts stehen, links denken.
Zur Physiognomie des österreichischen Intellektuellen Friedrich Heer**

Eröffnungsvortrag anlässlich der Veranstaltung „Friedrich Heer – Jetzt!“
der „Arbeitsgemeinschaft Friedrich Heer“ der Österreichischen Forschungsgemeinschaft und Ö1
am 20. Oktober 2003 im Radiokulturhaus des ORF

Es ist gewiß nicht sonderlich originell, einen Vortrag mit dem Verdacht zu beginnen, daß Gedenken prekär sind und daß sie oftmals das Gegenteil dessen bewirken, was sie vorgeben zu bezwecken: die Ideen, Einsichten, Beobachtungen und Ansichten eines Menschen in Erinnerung zu rufen, der anders als zu Lebzeiten heute als repräsentativ gilt. Gewiß, mag es hie und da Ausnahmen geben - der jüngst zelebrierte Todestag des deutschen Philosophen Theodor W. Adorno dürfte ein solcher Glücksfall gewesen sein, der den Deutschen, aber nicht nur diesen die Unabweislichkeit kritischen Denkens in Erinnerung rief. Es könnte sein, daß es auch eine Aktualität von Friedrich Heer gibt, die ihn vor falscher philologischer Einverleibung und vor politischer Vereinnahmung bewahrt.

Diese Vereinnahmung ist nicht zuletzt deshalb möglich, weil diejenigen, die mit symbolischer Grabpflege betraut sind, Humanwissenschaftler, in einer oft falsch verstandenen Objektivität über einen Denker oder Dichter verfügen und nicht - wie das die niederländische Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal vorschlägt - mit ihm in einen Dialog eintreten, sein Denken dadurch am Leben erhalten und ihn zum Zeitgenossen machen, indem sie es ernst nehmen und es in den veränderten gesellschaftlichen, politischen Kontext von heute stellen. So besehen, stellen Wieder- und Neulektüren einen theoretischer Härtestest dar, der im Gegensatz zum förmlichen Lob in der Tat die intellektuelle Wertigkeit eines Denkens zu bemessen imstande ist.

Zur Gefahr der *Verklassikerifizierung* gehört im Falle Heers auch der akademische Zugriff, das heißt der Versuch, einen Denker, der zu Lebzeiten am Rande des akademischen Lebens agierte und agieren mußte und den die österreichische Gesellschaft einigermaßen gründlich marginalisierte, nachträglich akademisch >einzuschreiben<. Friedrich Heer, der salopp mit universitären Gepflogenheiten, mit Namen, Daten und Quellenangaben, umging, ist als rein universitärer Denker nicht zu >retten<, einfach deshalb, weil er kein Brotgelehrter war, sondern das, was Lichtenberg einen Selbstdenker genannt hat. Entgegen akademischem Hochmut läßt sich behaupten, daß Heers Bedeutung gerade darin besteht, daß er die rein institutionalisierte Gelehrsamkeit übersteigt. Er ist, selbst in seinen wirklich gelehrigen Werken etwa über das Mittelalter oder die dritte Kraft des Humanismus, kein Historiker *sine*

ira et studio, sondern *cum ea et eo*. Diese Leidenschaft, die aus der Gegenwart in die Vergangenheit leuchtet, läßt sich als eine essayistische bezeichnen, die vom Mut einer Subjektivität lebt, die liebt und haßt, die verzehrt und verzehrt wird, die Abneigung und Zuspruch ungleich verteilt. Die Figuren, die im historischen Panorama des Friedrich Heer auftreten, bekommen es zu spüren, Martin Luther, Kaiser Franz Joseph oder Augustinus, die Heer mit großer Leidenschaft verwirft oder umgekehrt Erasmus, Hormayr und – überraschend oder nicht - Leo Trotzki, die er aus ganz unterschiedlichen Gründen schätzt: den einen als den Inbegriff des aufgeklärten skeptischen Humanisten, den anderen als einen frühen spezifisch österreichischen Patrioten, den dritten als Repräsentanten einer linken Urbanität, die er so schmerzlich an der österreichischen Sozialdemokratie vermißt.

Mit anderen Worten, der geschichtlich hoch gebildete und geschulte Essayist Friedrich Heer ist ein Streitkünstler oder – um ein geläufigeres Wort zu verwenden - ein Intellektueller. Entgegen eines weit verbreiteten Irrtums ist ein Intellektueller aber nicht einfach ein Mensch, der sich für etwas engagiert, sondern der von jemand oder von etwas engagiert, das heißt in die Pflicht genommen wird. Im Fall Heer ist dieses Etwas, das ohne dieses Engagement seinerzeit so gar nicht existiert hat, nämlich Österreich, das komplizierte, ungewisse Objekt einer widersprüchlichen, aber nicht obskuren Liebe.

Es lohnt sich darüber nachzudenken, warum der oder gar die Intellektuelle im österreichischen Kontext so lange und in mancher Hinsicht bis heute ein Schattendasein führt und fristet. Man braucht nur einen kurzen Blick auf Österreichs Nachbarländer werfen und wie von selbst fallen einem die Zola, Sartre und Bourdieu, die Gebrüder Mann und Böll, Havel und Konrad, Magris und Semprun ein. Dieses auffällige Fehlen von intellektuellen Leitfiguren scheint mit jener österreichischen Verlegenheit, mit jener schmerzhaften österreichischen Identität zusammenzufallen, die den Dreh- und Angelpunkt von Heers Werk bildet.

Die einfachste Erklärung für dieses offenkundige Fehlen eines selbstverständlichen Daseins des Intellektuellen ist – neben dem beliebten Verweis auf die barocke Vorliebe für den Schausteller - der Umstand, daß Österreich, das im Zeitalter des Nationalismus seine Identität fast bis zur Selbstverleugnung hintangehalten hat (wie Friedrich Heer es im Aufsatz „Die Zerstörung des Österreich- Bewußtseins im franko- josephinischen Zeitalter“ eindrucklich beschrieben hat) und als verspäteter europäischer Ausnahme- Nationalstaat recht eigentlich erst nach 1945 das Licht der Welt erblickt hat. Zuvor, so ließe sich sagen, gab es keine nationale Bühne für leidenschaftlich exaggerierte Intellektuelle, die auf ihr hätten auftreten können. Naheliegend auch die Vermutung, daß es nach der Vertreibung der kritischen

Vernunft in den beiden historischen Schüben – 1934 und 1938 – ein Denker aus dem katholischen Milieu war, der neben dem kritischen Kommunisten Ernst Fischer österreichischer Intellektualität seinen Stempel aufgedrückt hat. Die pränationale dynastische Staatsgesellschaft, die mit ihrer prekären Verbindung von Gunsterweis und Bevormundung in der heutigen österreichischen Staatlichkeit nachhallt, taugte nicht sonderlich als kulturelles Milieu für die Entstehung freischwebender riskanter Intelligenz. An die Stelle des intellektuellen Pathos tritt eine oftmals beamtlich betriebene strukturell josephinische Aufklärung, eine Skepsis, die bei aller Unterschiedlichkeit des Temperaments und Herkunft Franz Grillparzer mit Freud und Musil verbindet. Freud und Musil, gewiß zwei überragende Gestalten der modernen westlichen Kultur, können als geniale Beispiele für eine Disposition des Entzugs beschrieben werden, die ich als reflektierten Vorbehalt gegenüber dem Intellektuellen bezeichnen möchte, als Option für eine Antipolitik, die es ablehnt, die Person und die Position des Intellektuellen auf der nationalen Bühne zu besetzen. Dafür zwei illustrative Beispiele: Musils Auftritt auf dem Kongreß der antifaschistischen Schriftsteller in Paris, bei dem er sich der politischen Aufforderung zum Engagement *expressis verbis* mit blitzgescheiterten Einwänden verweigert und Freuds abwehrende Antwort auf Einsteins Aufforderung, sich für den pazifistischen Kampf einzusetzen. Auch der Meister des literarischen Stils, Karl Kraus, dem weder zu Hitler noch zu Dollfuß Kritisches einfiel, wäre hier zu nennen.

Friedrich Heers intellektuelle Leistung besteht nicht zuletzt darin, daß er diese glanzvolle Tradition der Anti-Politik durchbricht und zugleich an jener Ambivalenz festhält, die Musil schon vor dem ersten Weltkrieg als konservativen Anarchismus bezeichnet hat. Recht stehen, links denken, ist eine Formel, die Heer mit Blick auf Ernst Karl Winter und dessen Kreis geprägt hat, der – so wenigstens die Interpretation Heers - in den trüben Jahren zwischen 1934 und 1938 sozialen und politischen Ausgleich versucht und die Gräben zwischen den Lagern zu überbrücken trachtet. In Friedrich Heers Österreich- Erzählung spielen Winter und seine Freunde eine unauffällige, aber umso wirksamere Rolle. Sie repräsentieren einen sozial engagierten, aufgeklärten Katholizismus, der sich auf den Weg in die Moderne begibt. Sie verkörpern eine österreichische Identität, die sich von jener immer noch deutschnational schillernden österreichischen Identität à la Dollfuß und Schuschnigg bewußt abhebt und die im 19. Jahrhundert fast verschüttete spezifisch österreichische Geschichte freilegt. Zugleich aber steht dieser ungebundene Katholizismus, der durchaus kulturspezifisch einen Typus des österreichischen Intellektuellen hervorgebracht hat, trotz gelegentlicher Sympathie, quer zu einer Sozialdemokratie, der – von der Ausnahmefigur des sozialdemokratischen Großbürgers

Kreisky, der bis heute ein Gradmesser politischer Bedeutung bleibt - man in ihrer Majorität die umgekehrte Formel nachsagen muß, daß sie zwar formal links steht, aber doch rechts denkt.

Friedrich Heer ist kein Repräsentant jenes verkitschten und süßlichen Narrativs, das Ernst Hanisch als *Goldenen Mythos* bezeichnet hat, wie er in unzähligen Film- und Fernsehproduktionen und in mediokrer Belletristik seinen Niederschlag gefunden hat. Heer läßt sich aber auch nicht umstandslos dem *schwarzen Mythos* zuordnen, jener *leyenda negra*, die seit der Niederwerfung Böhmens anno 1620 im vergangenen Österreich einen Staat sieht, der nur von Zensur, Unterdrückung und Rückschrittlichkeit geprägt war. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts, nach 1815 war es der deutsch- böhmische Emigrant und bonapartistische Abenteurer Paul Postl alias Charles Sealsfield, der diesen Mythos von Österreich als einer repressiven orientalischen Macht literarisch wirksam gestaltet und so das Bild des habsburgischen Völkerkerkers vorweggenommen hat.

Noch unannehbarer für das österreichische Geschichtsbewußtsein eines Friedrich Heer ist freilich der *weiße Mythos*, die Vorstellung von einer Stunde Null im Jahre 1945, die alles folgenschwere Vergangene gleichsam verschluckt und einen Neubeginn im Namen des Vergessens apostrophiert. Der neue, auf durchaus schmerzliche Weise entstandene nationale Klein- und Mittelstaat im Herzen Europas ist auf vielfache und vielschichtige Weise mit dem dynastischen Imperium von ehedem und darüber hinaus mit dem Großdeutschen Reich verbunden. Diese kathartische Geschichte muß erzählerisch durchlaufen werden, um eine Nation zu erfinden, in der es sich leben läßt. In der Wahrheit leben läßt, muß man im Fall des Moralisten Friedrich Heer hinzufügen, dessen Patriotismus auffällige Verwandtschaft mit jenem eines Joseph Roth, einer Ingeborg Bachmann und eines Thomas Bernhard hat.

Es gilt ein Werk zu sichten, daß heterogen und doch von einem roten Faden durchwoben ist, der in dem Titel der späten Aufsatzsammlung zu österreichischen Befindlichkeiten zum Ausdruck kommt: *Kampf um die österreichische Identität*. Dieser Kampf ist sehr schmerzlich; weil er bedeutet, sich von liebgewonnenen, gedankenlos wiederholten Vorstellungen zu trennen. Dieser Kampf um die Identität ist nur ein anderes Wort für den kulturellen Aspekt der österreichischen Nationswerdung nach 1945. Heer zu lesen, bedeutet, jenen Prozeß zu verstehen, den Benedict Anderson als Erfindung der Nation bezeichnet hat. Heer ist in diesem Punkt von doppelter Bedeutung: als Kritiker und als Ko- Autor der nach 1945 neu erfundenen Nation Österreich. Die fortdauernde Selbstbeschäftigung von österreichischen Intellektuellen, Autoren und Autorinnen mit dem Thema Österreich, das, was man als Selbsthaß- Liebe bezeichnen könnte, ist auch in Heers Werk eingeschrieben.

Zwar ist Heer von seinem Duktus und seinem Geschichtsbewußtsein her durch und durch ein Konservativer, was mitunter auch dazu führt, sich schützend vor so problematische politische Gestalten wie Felix Schwarzenberg oder selbst Metternich zu stellen; aber sein Denken dementiert und durchbricht diese Struktur zugleich: das wird schon daran deutlich, wie der kritische Katholik Heer mit seiner geistigen Heimat, dem Katholizismus verfährt. *Gottes erste Liebe* ist nicht nur eine psychohistorisch unterlegte, schonungslose Abrechnung mit dem hausgemachten, vor- nationalsozialistischen christkatholischen Antisemitismus, sondern zugleich eine radikale Infragestellung der Vorstellung, daß dieses Europa, das sich selbststolz als Abendland bezeichnet, jemals seiner Substanz nach christlich gewesen bzw. geworden ist. Das Christentum ist nicht bei sich angekommen, es ist noch nicht - hegelianisch gesprochen - an und für sich geworden. Das historisch gewordene Christentum wird also an seinen eigenen Maßstäben gemessen, aber das heißt auch, daß diese Maßstäbe nicht zerbrochen sind, daß sie ihre Gültigkeit behalten haben. Das ist ein Gesichtspunkt, den eifrige Katholizismus- Kritiker, diese oft merkwürdigen Schattengestalten christlichen Eifers, perspektivisch ausblenden.

Keine zweite Missionierung Europas steht an, wie es manche Konservative trotzig formulieren, vielmehr ist die Radikalität der Struktur und Substanz des jüdischen und nach-jüdischen, christlichen und – Heer hätte das wohl vermutlich so gesehen - wohl auch aufgeklärt islamischen Religiosität nicht zu Ende gedacht, hat sich noch gar nicht erschöpft, jene konsequente Haltung, die Individuum und Gemeinschaft miteinander verspannt und sich dem liberalistischen Individualismus ebenso widersetzt wie einem fundamentalistischen Kollektivismus, der danach giert, in traditionelle vormoderne Muster, Mentalitäten und Habitus zurückzukehren. Die Diskussion um eine neue moderne Interpretation des Christentums ist nicht zuletzt deshalb abgebrochen, weil dieser Version des Christentums der Gesprächspartner abhanden gekommen ist: der heterodoxe Marxismus von Bloch bis Gramsci, der sich für diesen Dialog anbot, scheint historisch ausgedient zu haben. Angesichts einer schrankenlosen Neuen Ökonomie gibt es heutzutage nicht mehr viele historische Kandidaten, die für einen Einspruch taugten, gegen die Vermarktung alles und jeden die Stimme zu erheben.

So liest sich *Gottes erste Liebe*, ein Beitrag auch zum nach- konziliaren Katholizismus (ob man den harschen, leidenschaftlich ungerechten Urteilen über Augustinus, Luther, oder Spinoza zustimmt oder nicht) als ein in die Gegenwart reichendes Buch, das noch heute ein ganzes Bischofskollegium in Angst und Schrecken zu versetzen imstande wäre. Zweifelsohne hat der etablierte Katholizismus, der noch immer alle anderen Christen von der Eucharistie ausschließt und sich ängstlich darum bemüht, die Offenheit gegenüber anderen religiösen

Traditionen aber auch gegenüber der großen Macht der Sexualität in engen Grenzen zu halten, sich der Geschichte seines eigenen Antisemitismus nicht hinreichend gestellt, ganz offenkundig deshalb, weil dieser nicht einfach eine Nebensächlichkei war, sondern für das Entstehen des Christentums bestimmend gewesen ist. Das zeitweilige, unselige und ungleiche Bündnis zwischen katholischer Kirche und Nationalsozialismus ist aus Heers Sicht kein historischer Ausrutscher, kein politisch- taktischer Betriebsunfall, nicht das Werk Einzelner, vielmehr war dieser Teufelspakt eingebettet in eine Jahrhunderte alte prekäre Selbstverständlichkeit, die immer wieder reaktualisiert werden konnte- von den Pogromen des Mittelalters über die Vertreibung der Juden aus Spanien bis zur Shoah.

Rechts stehen und links denken, bedeutet also in einem ersten Definitionsversuch, sich der Macht der Geschichte zu stellen, sie nicht zu verschatten, sie zugleich neu zu erzählen und damit Differenz zu ihr zu setzen. In diesem Sinn ist Friedrich Heer, der als durchaus konventioneller Mittelalter- Historiker begann, zum Wegbereiter eines lauten und lauterem devianten Christentums geworden, wie es hierzulande federführend von Adolf Holl vertreten worden ist. Es muß sich von seinen inner- katholischen Gegnern die Frage gefallen lassen, ob eine solche Position denn noch wirklich als christlich zu bezeichnen sei.

Streitbare Unentschiedenheit im Hinblick auf die Geschichte, die in der sich Tradition und Kritik merkwürdig kreuzen, kennzeichnen auch die anderen *magna opera* Friedrich Heers. Und der schon erwähnte Sammelband *Der Kampf um die österreichische Identität* ist nicht mehr und nicht weniger als eine Zertrümmerung liebevoller Nostalgie, wie sie den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie nicht selten *post festum* zuteil geworden ist. Diese Nostalgie hat seit dem Buch des Triestiner Germanisten und Literaten Claudio Magris einen Namen: Habsburgischer Mythos. Schon die repräsentativen Hauptakteure dieser großen Erzählung halten dem kritischen Blick nicht stand: der so durch und durch mittelmäßige Kaiser wie auch die unglücklich- verquälte Kaiserin Sisi, ein tragisches Exemplar moderner Weiblichkeit, ein früher medialer Stern, den Heer als blindes Werkzeug des ungarischen Nationalismus sieht, den er – neben dem deutschen - zu Recht, wie ich meine, als den verhängnisvollsten Faktor in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie ansieht. Darin ist er sich mit Joseph Roth, den er spät als Geistesverwandten entdeckt und dem er ein rühmendes Nachwort widmet, einig. Ebenso wie dieser ist Heer, obschon keineswegs so programmatisch slawophil wie Roth, immer detektivisch auf der Suche nach den verpaßten Möglichkeiten, ein Anhänger des Kronprinzen und seiner Idee eines Ausgleichs mit den slawischen Völkern. Beide Nationalismen, der deutsche wie der ungarische, zerstören den habsburgischen Kaiserstaat von Innen und - so lautet Heers Vorwurf - der schwache Kaiser

mit dem langen Lebensatem schaut der schleichenden Implosion tatenlos zu, der inneren wie der äußeren. Ganz unübersehbar adaptiert Heer Freudsches Analyse- Instrumentarium, um die schmerzliche Geschichte österreichischer Marginalisierung auch in ihrer inneren Architektur beschreiben zu können. Der Kaiser erscheint auch in diesem Sinn als ein Symptom einer kollektiven Befindlichkeit:

Franz Joseph igelt sich ein in einem Charakterpanzer, der seine Empfindlichkeit, seine Angst, seine Infantilität (man lese seine Briefe an seine Frau und an Frau Schratt), seine Berührungsangst, seine Mutterfixierung, seine – wie er bestens weiß – unerfüllbare Sehnsucht, ein >großer Mann<, eine Führerpersönlichkeit – wie Bismarck – zu werden, verdecken soll. Eiskalt, >korrekt< ersetzt er durch pedantische zwangsneurotische >Pflichterfüllung<, was ihm nicht gegeben ist: starken, ja sehr starken Gegnern frontal gegenüber standzuhalten. Franz Joseph fürchtet und verehrt Bismarck wie die ungarischen Magnaten, die nunmehr bald im Ballhausplatz einziehen und auch von Budapest her ständig Wien erpressen.

Der außenpolitische Nibelungentreue entspricht die Hilflosigkeit mit der deutschnationalen fünften Kolonne im Inneren der Monarchie. Die Deutsch- Österreicher werden gleichsam heimatlos oder Fremde im eigenen Reich, ein Gutteil von ihnen blickt wie gebannt auf das neue imperiale Deutschland. Schule, Universität und politisches Leben im deutschsprachigen Teil der Monarchie durchlaufen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den verhängnisvollen kulturellen Prozeß einer schleichenden Germanisierung, während die ungarische Reichshälfte zu einem Nationalstaat im Vielvölkerstaat mutiert. Die österreichische Geschichte des 19. Jahrhunderts ist schmerzhaft, und man weiß nicht so recht, was schlimmer gewesen ist, die Siege oder die Niederlagen. Die Siege, das sind die Niederschlagung Napoleons, der Aufbau eines restaurativen Europas, die Niederschlagung jener demokratischen Revolution von 1848, die auch den giftigen Keim eines aggressiven Nationalismus oder wie man heute zu sagen pflegt einer rabiaten ethnischen Identitätspolitik in sich trug. So recht kann man sich über diese Erfolge nicht freuen, obschon Heer, an dieser Stelle strukturkonservativ, durchaus noch im Einklang mit der offiziellen Geschichte argumentiert und unterschlägt, daß diese Siege die Wegbereiter der nachfolgenden Niederlagen gewesen sind und eine demokratische Entwicklung einigermaßen gründlich verhindert haben. Sie haben in den nicht- deutschen Völkern ein Bild des Staates zementiert, das dem Nationalismus, der sich gegen die Monarchie als progressiv profilieren konnte, Flügel verliehen hat: dem deutschen und dem ungarischen Nationalismen und später allen anderen ethnischen Aufwallungen insbesondere der slawischen Völker.

Gegen die österreichischen Mythen gilt es für den Intellektuellen, in der Wahrheit zu leben. Zu den schmerzhaften Wahrheiten gehört auch, daß die Monarchie spätestens seit 1866 ein Land mit beschränkter innen- und außenpolitischer Handlungsfähigkeit gewesen ist, eine sekundäre Macht, die sich dem Herrschaftskalkül der preußisch-wilhelminischen Imperialmacht, die nach 1870 zur Hegemonialmacht des kontinentalen Europas aufgestiegen ist, mehr oder weniger zu beugen hat. Musil erzählt diese Geschichte karikaturistisch überspitzt als die Geschichte zweier ungleicher und unfreiwilliger Partner: hier der Österreicher Tuzzi, dort der Preuße Arnheim, der sich um den Besitz der schönen Austria-Diotima- und um die galizischen Ölfelder bewirbt.

Die außenpolitisch unnatürliche und erzwungene Allianz mit dem preußischen Erbfeind mindert auch den innenpolitischen Aktionsradius. Denn der historische Sieger ist nicht nur politisch, ökonomisch und militärisch dominant, sondern er beherrscht auch einen ansehnlichen Teil der Hirne und Herzen, der Gemüter, Gesinnungen und Denkweisen der deutschsprachigen österreichischen Bewohner des fragil gewordenen Reiches. Diesen Prozeß beschreibt Heer sichtlich verstört als Zerstörung österreichischen Bewußtseins im franzisko-josephinischen Zeitalter, das im Nachhinein so gerne als besonders österreichisch imaginiert worden ist.

Wozu übrigens Joseph Roth mit seinem Soldatenmythos nicht unerheblich beigetragen hat. Wenn man will, kann man die Geschichte des Rothschen Kaisers, der sein Leben der Tapferkeit seines Slowenen verdankt, als einen gegenweltlichen Gründungsmythos der späten Monarchie verstehen: die slawischen Völker wären es gewesen, die das Kaiserreich hätten retten können. Wie die Literaturwissenschaftlerin Daniela Strigl jüngst im Rahmen eines Forschungsprojektes gezeigt hat, waren die Männerwelt des Militärs wie auch der graue und pedantische Alltag der Bürokratie, den in Roths Roman der Bezirkshauptmann, der Sohn des Helden von Solferino verkörpert, tatsächlich verlässliche Stützen eines multiethnischen Staates, der keiner sein wollte - jedenfalls was die Mehrheit seiner Zivilbevölkerung - anlangt. Schon Heer hatte sich entschieden und patriotisch gegen jene in Deutschland beliebte und verbreitete Legende gewandt, wonach die k.u.k. Armee auf Grund ihrer ethnischen Vielfältigkeit und nationalen Unzuverlässigkeit mit für die Niederlage im Ersten Weltkrieg verantwortlich gewesen sei. Die Hunderttausenden von Toten etwa an der Isonzo-Front sprechen da eine ganz andere Sprache. Viel wahrscheinlicher, daß diese Armee *cum grano salis* die verlässlichste Stütze dieses merkwürdigen Imperiums gewesen ist.

Heers Schwäche liegt aus heutiger Sicht - und das soll auch im Sinne der dialogischen Auseinandersetzung nicht verschwiegen werden- in seiner linearen, überwiegend

geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise. Selbst wenn man sich seinen Wertungen anschließen möchte, bleibt doch der Tatbestand, daß auch ein viel mutigerer und visionärer Kaiser es schwer gehabt hätte, die Monarchie durch die Untiefen der Zeit hindurch zu bewahren und demokratisch weiterzuentwickeln. Vielleicht sogar noch schwerer. Die kultur- und sozialwissenschaftlich orientierte Nationalismus- Forschung der letzten Jahrzehnte (ich denke hier vor allem an Gellner, Hobsbawm oder Anderson) hat einigermaßen plausibel gezeigt, daß der Nationalismus in seiner Dynamik verfehlt wird, wenn man ihn nur und analog zu - Sozialismus, Liberalismus und Konservatismus - als ein Gedankengebäude bezeichnet und ihn nicht als eher gedankenlosen quasi- mythische moderne, industrielle Opferreligion ansieht. Er war jenes erfolgreiche und verlockende Angebot, das dem modernen, nach- religiösen Menschen zu einer scheinbar natürlichen und selbstverständlichen Identität verhalf und, Hand in Hand mit der Entwicklung einer sich globalisierenden kapitalistischen Ökonomie, einen symbolisch modern erscheinenden homogenen Raum schuf. So war der politische Aktionsraum der militärisch und politisch seit 1859, 1866 und 1870/71 zunehmend geschwächten Monarchie zusätzlich eingeengt. Oder anders gesprochen: es fällt dem österreichischen Konservativen, diesem vielleicht einzigen Typus von Konservativen in Europa, der kein Nationalist war und bis heute keiner ist, den Nationalismus anders zu denken als eine geistige Verirrung, wo er doch zugleich den Raum für die moderne Zivilgesellschaft geschaffen hat. Sich dies einzugestehen, ist nicht sympathisch, aber unvermeidlich. Auch der nach 1945 entstandene Nationalstaat Österreich folgt diesem strukturellen Bauplan, ein mehr oder minder eindeutiger gesellschaftlicher und kultureller Kosmos zu sein, der eine mehr oder weniger homogene Bevölkerung umfaßt, die sich erkennbar von ihren Nachbarn abgrenzt. Aber er unterscheidet sich von fast allen europäischen Nationalstaaten – und daran erinnert uns der konservative Linke und linke Konservative Heer beständig - dadurch, daß er sich nicht auf einem nationalen oder nationalistischen Erzählung berufen kann. Eine solche wäre - wie Heer am Beispiel des Ständestaates- mit unerbitterlicher Genauigkeit freilegt – letztendlich immer noch ein deutsch- nationales Narrativ. Der Nationalstaat Österreich existiert wegen der Katastrophen des Nationalismus, voran des deutschen, der keineswegs der einzige, aber auf Grund der Lage, der Macht, aber auch >subjektiver< Faktoren (ich denke zum Beispiel an das Selbstbild des Zu- spät- Gekommenen, des neureichen Emporkömmlings, der in dem Gefühl lebt, daß alle reich gedeckten Tische schon besetzt sind) der katastrophalste und verhängnisvollste gewesen ist.

Mit dieser Katastrophe ist Österreich aufs engste verbunden. Heer räumt nicht nur mit dem franzisko-josephinischen Mythos auf, er schiebt auch das von manchen konservativen Politikern liebevoll gepflegte Bild des Ständestaates beiseite. Dieser kann, schon auf Grund seines heimlichen Deutschtümelns, seines katholischen Antisemitismus und seines Antidemokratismus kein Bezugspunkt für eine zeitgemäße österreichische Identität sein, erst recht nicht für gestandene Konservative. Bis heute ist die Zeit von 1934 bis 1938 verdunkelt und verschattet. Während seit dem Bedenkjahr von 1988 eine kritische Generation von Historikerinnen und Historikern den österreichischen Anteil am Nationalsozialismus freigelegt und unbestreitbar gemacht hat, entzweit der Ständestaat, im linken politischen Lager als Austrofaschismus tituliert, bis heute das politische Gefüge des Landes. Was zwischen 1934 und 1938 geschah, war ein manifester oder latenter Bürgerkrieg, der ähnlich und doch anders als in Italien, Spanien oder Griechenland, noch nach drei Generationen die Menschen stumm bewegt. Erstaunlich, daß Dezenien der großen Koalition nichts daran zu ändern vermochten, sondern vielmehr diese Kluft perenniert haben. Mit Berufung auf Heer, der in der *Österreichischen Identität* ein Doppelporträt der zwei gleichen und doch ungleichen Kontrahenten Schuschnigg und Hitler entwirft, wäre es endlich an der Zeit, diese schmerzhafteste Periode einer katholisch-klerikalen Politik freizulegen, der ihrer ganzen geistigen, politischen – schäbigen - Substanz sowohl das Zeug zu einem Faschismus als auch zu einem autoritären, aber tapferen anti-nationalsozialistischen Widerstandsregime fehlte. Aber mitten in diesem armseligen Regime entsteht - so Friedrich Heer, einer der namhaftesten Erfinder Österreichs nach 1945, - gleichsam eine dritte Kraft, die nach 1945 zwar kein eigenes Lager geworden ist, die aber die österreichische Befindlichkeit nachhaltig geprägt hat. Gerades deshalb wurde Friedrich Heer, der kritische katholische österreichische Intellektuelle *par excellence* zu einem einflußreichen Außenseiter. Diese dritte Kraft, die keineswegs mit dem fatalen dritten Lager verwechselt werden darf, ist eine Macht, die im Sinne eines späten intellektuellen Humanismus gedacht ist und die zugleich einen symbolischen Raum jenseits der Parteipolitik besetzt und eine Gesprächskultur zwischen Links und Rechts etabliert, von der wir heute weiter entfernt sind als je zuvor.

Diese intellektuelle Position ist historisch untermauert. Ist die späte Aufsatzsammlung zur österreichischen Identität Heers wichtigster essayistischer Beitrag zur Politik, Kultur und Geistigkeit im Österreich nach 1945, so muß seine umfangreiche Monographie über den Glauben des Adolf Hitler als sein wichtigstes wissenschaftliches historisches Werk angesehen werden. Heer war kein methodischer Neuerer und jene ehrwürdige und gediegene Institution der er wie Doderer entstammte, das Institut für Österreichische Geschichte, in dessen

wechsellvoller Historie sich das Problem der österreichischen Identität noch einmal spiegelt, war kein Laboratorium für theoretische Experimente. Und doch wird spürbar, wie Heer nach und nach über die traditionelle Geistesgeschichte mit ihrer stillen Annahme langfristig wirkender Kontinuität und über die privilegierte Beschäftigung mit der Staatspolitik hinaus Neuland betritt. Daß Heer weder für die strukturelle Geschichtsschreibung der *Annales*-Schule noch für den >Strukturalismus< der deutschen Sozialgeschichte (und Nationalsozialismus-Forschung) sehr viel übrig hatte, liegt auf der Hand. Sigmund Freud steht Heer entschieden näher als Karl Marx und seine Erben.

Wer sich noch glaubwürdig als Humanisten begreifen will, der muß von Neugierde für den Menschen getrieben sein. So läßt die Fallstudie über den Katholiken Adolf Hitler die rein geisteswissenschaftliche oder ideologiekritische Betrachtung hinter sich und verzichtet auch auf die Langzeit-Konzeption von Kontinuität und Identität. Hitler erscheint hier als das kulturelle Produkt nicht von Jahrhunderten, sondern das Resultat eines Generationsbruchs.

Der Glaube des Adolf Hitler ist nicht so sehr als eine Biographie von Interesse. Mag sein, daß die gerade im englischen Bereich so rührige Historiographie viele Details heute anders sieht als Heers Buch aus 1968. Aber die Hauptfigur dieser Studie ist nicht so sehr Hitler als einzelnen Person, sondern als ein durchaus wahrscheinlicher und normaler Vertreter seiner Generation. Heers Studie verbindet dabei psychoanalytische und psychohistorische Methoden mit einer Sichtweise, die man heute wohl als kulturwissenschaftlich bezeichnen könnte. Er entwirft das Bild einer Epoche unterhalb der offiziellen Politik: Die mentale und symbolische Befindlichkeiten all jener Einrichtungen treten zu tage, die das konditionieren, was man als heute als *the whole way of life* bezeichnet und was durch Schule, Familie, Kirche, Alltag, Kultur und Medien bewußt und unbewußt eingeübt wird. In diesem Kontext nimmt sich der junge Adolf Hitler sehr durchschnittlich aus. Auch sein ödipaler Konflikt mit dem autoritären, kaisertreuen Vater gehört in den Bereich der Normalität. Hitler ist das typische Kind der Entösterreichung des franzisko-josephinischen Kaiserreiches und sein Deutschnationalismus ist keineswegs anstößig. Gegen alle Dämonisierung erscheint dieser junge Hitler als ein verstörtes und wohl auch sozial etwas verwahrlostes Kind des späten 19. Jahrhunderts, aber seine kulturellen Defekte sind Teil der damaligen Kultur, beinahe *common sense*: der Haß auf die Habsburger, die Abneigung gegen die Juden und die Abstoßung der Slawen, jene Abwehrmechanismen, in der sich die eigene ungewisse Identitätsangst spiegelt, die panische Furcht vor der sexuellen Frau, die mit der sentimental Mutterliebe einhergeht, die trotzig Ablehnung des Katholizismus und die fortdauernde Faszination von dessen Macht. Solche Art von Revolteuren und Schwadronneuren sind unter ganz bestimmten historischen, kulturellen

und politischen Bedingungen brandgefährlich, weil sie nichts ändern wollen, sondern ihre Furcht in Macht umtauschen möchten.

Parallel dazu analysiert Heer die prekäre Hauptströmung in der österreichischen katholischen Kirche, ihren Antimodernismus und Antisemitismus; wer Friedrich Heers Werk gelesen hat, dem fällt es schwer, an die prinzipielle Gegnerschaft von Katholizismus und Nationalsozialismus zu glauben. Zumindest ist Differenzierung angesagt: weder war der antimodernistische Katholizismus gegen das mythologische Gift des aggressiven Nationalismus gefeit, noch war Hitlers späterer Nationalsozialismus rein germanisch und neuheidnisch. Heer macht geltend, daß Hitler, der persönlich das Neuheidentum eines Rosenberg als Popanz verachtete, von der organisatorischen Macht und dem Alter der Institution Kirche ebenso beeindruckt war wie von der altösterreichischen Administration. Zwischen ideologischer Position und Habitus besteht im Fall Hitlers ein Spannungsverhältnis: in seinem persönlichen Habitus (einschließlich der weißen Uniform) blieb der wütende Gegner Altösterreichs ein durchaus österreichischer Mensch.

Eine Geschichte Österreichs, die nicht auf Adolf Hitler eingeht, klammert so viel aus, daß sie in vielen Bezügen des 20. Jahrhunderts unverständlich ist. Eine Geschichte des Kampfes um österreichische Identität muß Adolf Hitler als ein Phänomen würdigen, das mit einer Fülle von Konflikten befaßt ist, ohne die der große Konflikt – Österreicher gegen Österreich – nicht wirklich in den Blick kommt. Adolf Hitler tritt uns hier entgegen nicht als Parteischöpfer, Volksredner, Führer, Reichskanzler, als der eine Mann, der den Zweiten Weltkrieg >macht<, sondern nur als eben dies: als ein Österreicher, der von seiner Wiege bis zu seinem Selbstmord nur als ein Österreicher zu verstehen ist, wobei sein Leben vielfältig, und nicht nur in Zerrspiegeln, die fanzisko- josephinische Epoche von 1866 bis 1916 reflektiert."

Heers Befunde sind bis heute provozierend, methodisch wie politisch. Hitler ist häufig deshalb so extraterritorial und exotisch- dämonisch erschienen, weil sich die Humanwissenschaften allzu sehr auf die offizielle Politik und die repräsentative Kultur gestützt haben. Das Österreich aus der Jahrhundertwende nimmt sich ganz verschieden aus, je nachdem, ob man sich mit den heute kanonisierten Spitzenleistungen in Literatur, Philosophie, Musik und Kunst beschäftigt (mit Schnitzler, Hofmannsthal, der Secession, mit Ernst Mach, Sigmund Freud und Gustav Mahler) oder mit jener mittleren und mediokren, aber massenhaft verbreiteten Kunstaübung (Heimatkunstbewegung), deren heute so verschroben Werke heute verschollen sind, die aber die Mentalität und den „Habitus“ (Pierre Bourdieu) von Millionen Menschen geprägt haben, die ohne viel Manipulation und Propaganda von Außen Lueger und später Hitler zuströmen sollten.

Daß Hitler ein Österreicher war, dieses oft von Deutschen vorgebrachte Argument, ist moralisch besehen nicht sonderlich stichhaltig, denn dieser Österreicher wurde bekanntlich

von den Deutschen in demokratischen Wahlen gewählt, freilich mit relativer Mehrheit. Viel interessanter hingegen ist die Frage, warum dies möglich war und ob es wirklich völlig kontingent war, daß Hitler ein Österreicher und ein Katholik gewesen ist. Heers Diagnose der Entösterreicherung legt eine kulturwissenschaftliche und zugleich psychohistorische Deutung nahe: der Österreicher, der Deutscher sein will, leidet darunter, kein wirklicher >echter< Deutscher zu sein. Das Selbstbild des unterlegenen Österreichers korrespondiert mit dem Fremdbild des Deutschen, wonach die Österreicher zwar irgendwie zu Deutschland, aber doch nicht ganz dazugehören. Die Reichsbildung von 1870/ 71, die Österreich programmatisch ausschloß, hat diese symbolische Wunde erst richtig ausbrechen lassen. Er leidet darunter, ethnisch nicht homogen – oder um einen heute unschönen Ausdruck zu gebrauchen - ein Hybrid zu sein: ethnisch mehrdeutig. Um Deutscher zu sein, muß er den Kampf gegen sich selbst führen, gegen seine undeutschen Anteile. Anders als der Deutschnationalismus der Deutschen zielte jener der Österreicher - so ließe sich Heers Befund heute formulieren - auf die symbolische Selbstausslöschung, auf das Verschwinden von Österreich. Die Unmöglichkeit, die ethnische Heterogenität real rückgängig zu machen, führt zu Kompensationsmanövern, zu einer extremen Identitätspolitik, in der – am eigenen Bewußtsein vorbei- mit dem fremden Anderen das eigene, anstößige Fremde - Jüdische, Slawische, >Weibische< - bekämpft wird. Es ist der „Stachel des Fremden“ (Waldenfels), der Österreich zum Geburtsland des Nationalsozialismus werden ließ. Ernest Gellner, der englische Anthropologe mit mitteleuropäischem Lebenshintergrund, hat dieses Phänomen in seinem posthum erschienenen Buch *Language and Solitude. Wittgenstein, Malinowski and the Habsburg Dilemma* auch mit Blick auf die anderen Ethnien der Monarchie anschaulich beschrieben. Es sind auffällig viele Menschen mit „hybrider“ Herkunft und nationalistisch besehene falsche Namen, die sich an der Spitze der nationalistischen Befreiungsbewegungen finden. Das sollte uns heute skeptisch machen gegenüber Vorstellungen, daß Menschen mit mehrfacher ethnischer und symbolischer Codierung per se und zwangsläufig Repräsentanten von kultureller Heterogenität und Subjekte multiethnischer Politik sein müssen.

Daß der Führer aller Großdeutschen ein Österreicher gewesen ist zwar nicht zwingend, aber auch nicht so zufällig wie gemeinhin gerne angenommen. Eine Kollektivschuld läßt sich selbstredend daraus nicht begründen; wohl aber ist es einigermäßen zwingend, die Geschichte des österreichischen Katholiken, die einzigartig und zugleich symptomatisch ist, in den Kampf um die österreichische Identität mit einzubeziehen, als eine fatale Folge jener kulturellen Selbstvergessenheit, die der Patriot Friedrich Heer – zuweilen auch übereifrig-attackiert.

Der österreichische Deutschnationalismus, ein mehrfach schmerzhaftes Kapitel des Landes, war mit einem aggressiven Surplus versehen: der gemeinsamen Demütigung von Deutschen und Österreichern war die von den Preußischblauen zugefügte österreichische vorausgegangen. Die Formel, daß Hitler die Rache für Königgrätz sei, hat darin ihre relative Berechtigung. Man muß freilich hinzufügen, daß diese unbeabsichtigte Rache sich letztendlich gegen sich selbst gerichtet hat. Aber wie dem auch sei: Die doppelte Demütigung verbunden mit einem fatalen auto-aggressiven Selbstbild machte Österreich, schon vor dem Ende der Monarchie, zu einem fruchtbaren Boden extremistischer Identitätspolitik mit deutlich wahnhaften >Befreiungs<projekten. Diese besonderen Umstände erklären auch plastisch, warum dieses Syndrom sich nach 1945 auf der Insel seliger Neutralität länger zu halten vermochte als im benachbarten Deutschland. Offenkundig hat das Fortleben post-nationalsozialistischer Trauergemeinden hierzulande damit zu tun, daß diese merkwürdige gespaltene Disposition, die Heer am Beispiel des österreichischen Katholiken Hitler freilegt, in der ein deutschnationaler Geist in einem österreichischen *corpus* wohnte, mit Bourdieu gesprochen in der österreichischen Kultur habituell einigermaßen gründlich verankert gewesen ist. So verfestigt, daß sich percentuell viele Deutsche, aber noch mehr Österreicher nicht als Mitschuldige an einem Weltkrieg mit rund 55 Millionen Kriegstoten und Vergasten, sondern als Opfer der Geschichte begreifen konnten.

Nur die kritische Aufdeckung dieser schmerzhaften Geschichte einer im 19. Jahrhundert vielfach verleugneten österreichischen Identität führt zu Erzählungen, mit denen die Österreicher und Österreicherinnen leben können. Nationale Narrative, darüber darf man sich keiner Illusionen hingeben, sind stets selbstverliebt und selbstschonend. So muß es fast als ein Glücksfall erscheinen, daß nur eine kritische Aufarbeitung einer Geschichte, in deren Zentrum die Selbstverleugnung stand, den Weg zu einer Identität freimacht, die wiederum nicht denkbar ist ohne jene Heterogenität, deren sich die deutschnationalen Österreicher einst so sehr schämten, daß gar mancher von ihnen einen slawischen Namen mit einem deutschen vertauschte. Aber gerade diese Selbstverleugnung, jener Versuch der symbolischen Selbstausslöschung muß als der entscheidende und impulsgebende mentale und kulturelle Beitrag eines spezifisch deutsch—österreichischen Milieus zum Nationalsozialismus angesehen werden.

Was bleibt von Friedrich Heer? Mir scheint, es ist die eigentümliche Mischung aus Anachronismus und Aktualität. So ist die Suche nach dem *tertium datur*, nach der dritten Kraft, die eine Kraft von etwas Drittem ist, jenseits zweier oft unmöglichen Alternativen und angesichts der latenten Gewalt binärer Denk- und Handlungsmuster von bestechender und

aufregender Gegenwärtigkeit. Das humanistische Pathos, das sich bei Heer aus antiker Sprachkenntnis, aus historischer und religiöser Bildung speist, mutet im Zeitalter der Spaßgesellschaft, die mehr noch als die milde Ironie der Postmoderne sich von der Geschichte verabschiedet hat, fast schon obszön exotisch an. Die Konfiguration des Intellektuellen in Österreich, die sich Ende der 80er Jahre Konturen anzunehmen begann, hat sich mittlerweile einigermaßen verwischt, obschon die Debatten rund um die Regierungsbildung im Jahr 2000 unzweifelhaft gezeigt haben, daß es mittlerweile ganz selbstverständlich intellektuelle Potentiale gibt, die zu Heers Lebzeiten nur marginal vorhanden gewesen sind. Angesichts der Kontroversen um die Zukunft des Sozialstaates und um die Solidarität mit den Schwächeren dürfte jene dritte Kraft, die der widerspenstige Katholik Heer zeitlebens beschworen hat, kaum an Aktualität eingebüßt haben. Was die Identität anlangt, so läßt sich natürlich mit Musil fragen, warum man so darauf beharren muß, etwas ganz Bestimmtes, Handfestes sein zu müssen. Zu den schwierigen Vorzügen einer österreichischen Identität scheint zu gehören, daß sie eben niemals jene irreführende Homogenität und Kompaktheit erreichen wird können, die die nationale Identitätspolitik, die bis heute nachwirkt, versprochen hat:

Die beiden wohl geschichtsmächtigsten Österreicher des 20. Jahrhunderts, diese beiden Antipoden, Sigmund Freud und Adolf Hitler, sind undenkbar ohne spezifisch österreichische Identitätskrisen, die in ihnen *arbeiten*. Der permanente Bürgerkrieg in der ersten Republik, 1918- 1938, wächst aus den ebenso grundsätzlichen wie in Tiefenschichten verwandten Identitätskrisen von Österreichern, die – jeder auf seine Weise – im Rahmen und Raum seines politischen Glaubens versuchen, mit den außerordentlichen Schwierigkeiten fertig zu werden: Österreicher zu sein.

Dazu bedarf es freilich einer Kaltblütigkeit und eines Weitblicks, um all die „Engpaßführungen“ und „Engleitungen“ (wie Heer diese >frei< gewählten Unfreiheiten nennt), die so charakteristisch für die moderne Geschichte Österreichs - der letzten Jahrzehnte der Monarchie, der Epoche des latenten und auch wirklichen Bürgerkriegs 1918-1938 sowie jener der Zweiten Republik – (gewesen?) sind, wirklich zu überwinden. Oder um es in einem populärmusikalischen Englisch zu formulieren, das Heer wohl nicht gemocht hätte, das aber höchst exakt den Wunsch, dieser selbstverordneten verhängnisvollen Enge zu enttrinnen, beschreibt: *Let's gotta get out of this place.*